

1

Ende August, der Sommer war mal wieder lauwarm und verregnet gewesen, trat Andi Locher aus dem heruntergekommenen Etagenhaus, in dem er bei einer mafiösen Agentur namens Schröder Consult zu einem Wucherpreis ein Einzimmerappartement mietete, in die grau verhangene Gehwegtristesse von Düsseldorf-Flingern. Er hätte eigentlich seine Freundin treffen sollen – sie waren um neun in einem Café verabredet, und es war schon Viertel nach –, aber anstatt sich zu beeilen und in Richtung Birkenstraße zu gehen, schlurfte er nur matten Schrittes über die Wehrhahnbrücke und stellte sich unentschlossen an den Tresen einer Trinkhalle. Er bestellte ein Bier und dachte trinkend, dass er ihr theoretisch noch schnell eine SMS schicken könnte – eine kleine Notlüge würde ihm schon einfallen. Doch dann schaltete er einfach sein Handy ab.

Seine Beziehung zu Melanie war an Oberflächlichkeit nie zu überbieten gewesen. Sie hatte mit einem One-Night-Stand an Silvester angefangen, war dann in eine Art Langzeitstet übergegangen und hatte sich schließlich irgendwo dazwischen zerfasert. Andi hätte gerne weiterhin einfach hier und da einen weggesteckt, Melanie dagegen wollte gerne etwas »Ernsteres«, wie sie es nannte. Sie hatten sich nie einigen, aber auch nie endgültig trennen können, so dass eben dieses komische Pseudo-Beziehungsding dabei rausgekommen war. Er wusste einerseits genau, dass er sich sehr komfortabel in dieser Zwischenzone eingerichtet hatte und ebenjenen Komfort durchaus vermissen würde, andererseits war ihm ihr treuseliges Gerede von Harmonie und Zweisamkeit aber derart suspekt, dass es ihn buchstäblich abschreckte. Leicht schauernd leerte er sein Bier und überflog die Bild-Zeitung. »Unerhört: Frau goss Mann Atom in den Kaffee!«

Frau Gassmann – die Schlagzeile ließ ihn an seine Nachbarin aus dem Nebenhaus denken. Andi fragte sich, ob es wohl ein besonders schlechtes Zeichen war, dass er ausgerechnet an Frau Gassmann dachte, während Melanie auf ihn wartete, aber irgendwie passte der Gedanke ins Bild. Frau Gassmann hatte ihn vor wenigen Tagen auf Facebook eingeladen, ihr Freund zu werden. Er hatte reflexartig akzeptiert, und nun wurde er, ob er es wollte oder

Leseprobe aus „Monokultur“ von Johannes Finkbeiner

nicht, über allerhand uninteressanten Plunder auf dem Laufenden gehalten, beispielsweise die Großkundgebung irgendeiner politischen Bewegung oder sowas in der Art, deren Gründer offenbar Ulf Gassmann war. Andi fiel auf, dass er zwar den Vornamen von Frau Gassmanns Mann kannte, ihren aber nicht. Auf Facebook nannte sie sich »Giga-Byte«, was Andis Fantasie allerdings deutlich überstieg. Gisela vielleicht, das würde passen, dachte er. Ulf und Gisela Gassmann.

Er gab die Flasche zurück, kaufte noch zwei Pilsener für zu Hause und ging schließlich wieder die Hindenburgstraße hinunter. Als er das Treppenhaus betrat, überkam ihn noch einmal kurz so etwas wie ein schlechtes Gewissen. Er wäre fast doch noch ins Beethoven gegangen, aber dann dachte er an den vorhersehbaren Ablauf des Abends und entschied sich endgültig, Melanie sitzen zu lassen. Ein bisschen Sex konnte ihn heute definitiv nicht für drei Stunden Harmoniegelaber entschädigen. Vielleicht machte sie ihm ja endlich mal eine Szene, dann war es das eben, scheiß drauf. Dringlicher schien ihm, am nächsten Morgen halbwegs ausgeschlafen auf der Arbeit zu erscheinen, denn seine Chefin war weitaus weniger nachsichtig als Melanie. Seine Stelle bei der Übersetzungsagentur Dressler Sprachendienst war mit immerhin tausendvierhundert Euro im Monat bezahlt, das war der absolute Toptarif, seit er nach dem Abschluss seines Romanistik-Studiums auf der Suche nach Jobs in den abwegigsten Branchen herumkrebste. Nach einer quälend langen Zeit als Praktikant war Andi vor Kurzem zum Trainee befördert worden. Dies brachte ihm zwar nach knapp einjähriger Durststrecke endlich wieder ein Gehalt ein, von dem er gerade so leben konnte, allerdings änderte es nichts an der Tatsache, dass er als Arbeitnehmer nicht voll anerkannt wurde und laut Vertrag kaum Rechte hatte. Frau Dressler kannte sich im Paragraphen-Dschungel bestens aus und hatte sich darauf spezialisiert, den Praktikanten-Status maximal für ihre Firma auszunutzen. Den Mindestlohn umging sie elegant, indem sie normalerweise ausschließlich Studenten einstellte, die ein Praktikum für ihren Abschluss benötigten und sich daher mit einem Mini-Gehalt abspeisen ließen. In Andis Fall hatte sie das Praktikum zunächst auf nur drei Monate festgesetzt, es noch einmal um die gleiche Dauer verlängert und ihn

Leseprobe aus „Monokultur“ von Johannes Finkbeiner

dann für weitere neun Monate als »Teilnehmer an einer Einstiegsqualifizierung« deklariert.

Für Frau Dressler war das natürlich ein rentables Geschäft, mit dem kleinen Haken, dass zum Teil überaus verantwortungsvolle Positionen mit völlig unerfahrenem Personal besetzt waren. Bei Andi hatte sie offenbar erkannt, dass er auch bei einer etwas kostspieligeren Entlohnung für die Agentur immer noch einen hohen Mehrwert darstellte; 1388,62 Euro Mindestlohn waren genau so viel wie nötig, um Andi an die Firma zu binden. Der auf ein Jahr beschränkte Trainee-Vertrag, den er unterschrieben hatte, kam de facto allerdings nur einem überklebten Etikett gleich: Andi blieb ein Handlanger ohne Kündigungsschutz.

Aufgrund seiner Qualifikation und mittlerweile nicht unerheblichen Berufserfahrung war es eigentlich absurd, dass Andi noch immer in einem unsicheren Arbeitsverhältnis stand. Bei Dressler Sprachendienst einen unbefristeten Vertrag zu bekommen, war jedoch in etwa so wahrscheinlich wie die zweite deutsche Meisterschaft von Fortuna Düsseldorf seit dem Jahr von Hitlers Machtergreifung. Jeder, der sich auf Frau Dresslers Hinhalte-Taktik einließ, hatte entweder keine Alternativen oder lebte von der Hoffnung, durch ein Wunder irgendwann in Festanstellung übernommen zu werden. Am Anfang seines Berufslebens hätte Andi einen solchen Halsabschneiderjob sicher kurzerhand hingeschmissen, doch seit er eine bald fünfjährige Tochter hatte, konnte er sich derlei Egoismen nicht mehr leisten.

Träge stieg er die fünf Etagen zu seiner Wohnung hoch, sperrte die Tür auf und ging direkt auf den Balkon, um noch ein bisschen auf die Bahngleise zu schauen. Rachid, sein Flurnachbar, stand noch am Grill. Er grüßte wie immer sehr freundlich und reichte ihm auf einem Plastikteller zwei Köftespießle über das Balkongeländer.

»Suche Köfte, biete Bier«, sagte Andi nur.

»Nehm ich«, sagte Rachid. Andi hielt ihm eine der Flaschen aus der Plastiktüte hin und nahm sich die andere.

Sie kannten sich seit knapp drei Jahren, schon kurz nach Rachids Einzug hatten sie sich bei einer Tüte Bier angefreundet. Im Laufe der Zeit hatten sie

Leseprobe aus „Monokultur“ von Johannes Finkbeiner

herausgefunden, dass sie irgendwie gut zueinander passten; obwohl sie sich in fast allem total unterschieden, konnten sie sich über fast alles bestens unterhalten.

»Arizona wird übermorgen fünf, was soll ich der denn schenken?«, fragte Andi, nachdem er sich den ersten Spieß reingepresst hatte. »Mann, echt, Arizona, so ein Scheißname!«

»Hättest du dir vielleicht ein bisschen früher überlegen sollen«, sagte Rachid.

Andi zögerte kurz. »Was jetzt, das mit dem Geschenk oder das mit dem Vornamen?«

Rachid lachte. »Ja, das mit dem Namen auch. Probier's doch mit 'ner schönen Puppe oder so.«

»Eine Puppe?« Andi horchte auf, die Idee gefiel ihm; Alternativen zu i-Pad, X-Box oder V-Tech machten sich schließlich rar. Dumm nur, dass seine Ex, die im Übrigen den Scheißnamen zu verantworten hatte, nach diesen Alternativen gar nicht erst suchte, so dass Arizona einer Puppe wahrscheinlich nur kurz mit dem Zeigefinger über das Gesicht wischen und sie dann mangels Touchscreen in die erstbeste Ecke knallen würde.

»Was kostet denn eine Puppe?«

»Weiß ich jetzt auch nicht so genau. Also für Hasna habe ich damals eine gekauft, die hat so um die dreißig Euro gekostet, Plastik, aber trotzdem schön und robust. Ist halt wie überall: Es gibt richtig edle Ausführungen, in Deutschland handgefertigt, mit Echthaar, Bürste und allem Drum und Dran. Daneben gibt es den üblichen Ein-Euro-Schrott mit schön viel Formaldehyd. Und für die ganz Hartgesottene natürlich My Friend Cayla, die sprechende Blue-tooth-Puppe. Ist aber, glaub ich, aus Sicherheitsgründen verboten worden, weil das Mikro offen war wie ein Scheunentor. Die gute Cayla war quasi eine Wanze.«

»Dreißig Euro geht, das passt gerade noch ins Budget.« Andi war nun sehr überzeugt. »Ich mach das. Ich schenk ihr 'ne Puppe«, bekräftigte er noch einmal. »Schlaf gut und danke.«